

Der Mundartdichter Max Tandler.

Von Adolf Horner.

Schon der alte Spötter Beaumarchais behauptet irgendwo: Wenn uns einer nichts zu sagen hat, so schreibt er Gedichte, hat er uns aber gar nichts zu sagen, dann schreibt er Mundart. Beim ersten Ansehen ist man über dieses harte, ja gehässige Urteil entsetzt, wenn wir aber unsere heutige Mundartdichtung einer näheren Besichtigung und leidenschaftslosen Kritik nach der künstlerischen und selbst der mundartlichen Seite hin unterziehen, finden wir selber auch, daß neben ganz wenigen Goldkörnern sehr viel gleichende aber wertlose Glimmerblättlein liegen. In den wenigsten Mundarten war es der Dichtung bisher beschieden, sich über ein zwar ganz gut gemeintes Versegelklingel, den zweifelhaften Schwank oder ein Schaustücklein mit falscher Rührseligkeit zu erheben.



Und da nehmen wir nun einmal eines der schmutzen Bändchen von Max Tandler, sei es nur „Aus dem Erzgebirge“ oder das neuere „Mei Gebarche du!“ zur Hand, beginnen mit gewohntem Mißtrauen zu lesen und lesen in einem Zuge weiter, sind mit ganzer Seele gefangen und stehen mitten drin in einer schlichten, armen, sogar armseligen Erzgebirgswelt, einer Umwelt, die uns durch des Dichters Wort zu uns selber finden läßt. Der uns da mit einfachen, oft sogar kindlich unbedeutenden Mundartworten ans Herz langt, ist ein wirklicher Dichter mit feinem, künstlerischem Empfinden und noch mehr, er ist ein grundgütiger Mensch, der die niederdrückende Not unseres Erdenganges kennt, der helfen und aufrichten will und es auch kann. Nie aber wird seine Güte aufdringlich, so wie sein Humor nie Knüppelbid ist und seine gelegentliche Lehrhaftigkeit nicht schulmeisterlich. Max Tandler ist bestimmt kein Rufer zum Kampf, der mit begeisternden Worten fortzuziehen will zu den Höhen des Lebens hinauf, aber er ist milder Tröster und ein stiller Begleiter, der uns auf eine Bahn zu führen sucht, auf der wir auch im Sich-

bescheiden ein Fünkchen der göttlichen Sonne, der Freude und des heimlichen Glücks finden können. Bezeichnend für den Menschen Tandler ist jedenfalls, wie er sich für sein eigenes Ich zur Wehr setzt in seinem Gedicht „Just erst recht“:

Ich bie, wie ich bie.

Wie ich bie, stieh ich do.

Gesoll ich dir ni —

nusse gud mich ni o!

Den Dichter Max Tandler kann man, wie übrigens jeden ernst zu nehmenden Mundartdichter, nur aus der Umwelt seiner Heimat heraus richtig verstehen und dazu müssen außerdem auch ein paar Worte über ihn selber gesagt werden. In Hinterzinnwald, oben am rauhesten Kamm des östlichen Erzgebirges, wurde er geboren, wo sein Vater Obersteiger auf der „Zache“ war. Der Mann grub sich keine Silberschätze aus dem geklüfteten Schoß der Erde, es zeugt aber von seinem rechten Bergmannsgeiste mit der Vorliebe für Bildung und Fortschritt, daß zwar sein Ältester Rudolf der Familienüberlieferung nach wieder Bergmann und Steiger werden mußte, ein jüngerer Bruder aber, Heinrich, und der Jüngste, Max, sich den Weg zum Studium schaffen konnten. Sicher keine kleine Leistung für den alternden Obersteiger Tandler, denn der Bergbau auf Zinn und Wolfram gab damals schon nur mehr das trodene Stücklein Brot und im Steigerhaus zu Zinn-

wald, das übrigens heute noch steht, gab es bestimmt keinen Ueberfluß. Aber es war diese Heimat, die den Dichter Max Tandler gebildet hat mit hartem Zugriff und von der er selbst sagt:

Und gi(b)ts a nischts ols Arbt und Bloche
nun früh bis omids, 's ganze Laam,
um Fald, in Busche, uff der Zache
und wächst nischts ols der Abschenbaam —
derheeme is derheeme.

Seine Brüder machten ihren Weg. Rudolf wurde, obwohl nicht viel über zwanzig Jahre alt, nach seines Vaters Tode Steiger in Zinnwald, Heinrich war Lehrer. Beide aber rief der Krieg, beide ruhen in den weiten Ebenen Polens und dem Bruder Max blieb nur übrig, einen Kranz aus blauer Erzegebirgsheide auf ihre fernen Gräber zu bringen.

Der kleine, unbeholfene Gebirgsjunge Max Tandler fand zunächst einmal den Weg ins Leben nur schwer. Kein Wunder, denn der Sprung vom weltverlorenen Zinnwald hinunter in die lärmende Ebene war zu groß. Trohdem schlägt er sich nach einem Jahr Bürgerschule mit gutem Erfolge durch die acht Klassen des Gymnasiums, um nun erst recht zwischen den bekannten zwei Heubündeln zu stehen. Da greift er zunächst einmal zum Fuß, wohl so ziemlich dem ungeeignetsten Beruf für einen Menschen mit einem Gewissen wie Max Tandler. Und nun wird sein Werdegang etwas bunt. Zunächst reiht auch ihn der Krieg mit. In dreieinhalb Jahren bringt er es bis zum Kadettaspiranten mit der schönen Aussicht auf den rückdatierten Leutnant. Der Einjährige Tandler mit dem viel zu weiten Waffengürtel und der großen Brille steht dem Kriegshandwerk mit unsäglich erstaunten Augen gegenüber. Es fehlt ihm gewiß nicht an persönlicher Tapferkeit, aber Staat zu machen ist mit diesem verträumten Einjährigen beim besten Willen keiner. Vergessen wollen wir aber auch nicht, daß bereits seine zwei Brüder zu dieser Zeit gefallen waren, was sich bei ihm seelisch schwer auswirkte.

Tandler hatte inzwischen umgesattelt. Er hatte sich den Abiturientenkurs an der Aussiger Handelsakademie beigelegt und wir finden ihn nach dem Kriege auf einem Postamte, dann wird er Gemeindefschreiber und macht sich nachher in einer Klasse nicht gerade unentbehrlich. Endlich findet er nach Komotau in die Lehrerbildungsanstalt, wird 1921 Lehrer und damit hat Max Tandler den Beruf erwählt, für den ihn unser Herrgott seiner ganzen Veranlagung nach wohl von vornherein geschaffen hatte. Ein weiteres Glück für ihn ist es, daß ihn sein Beruf nun in das Egerland wirft, nach Soudau, Espenhor, Karlsbad und Marienbad. Hier lernt er, der gute Beobachter, den Egerländer kennen, der dem Leben mit ganz anderen Anschauungen und auch Forderungen gegenübersteht als der schlichte und anspruchslose Erzegebirgler. Für Tandler ist das recht heilsam, denn hier lernt auch er auf festen Füßen stehen und mit sich selber ins Reine kommen. Seit sieben Jahren wirkt er nun als Fachlehrer an der Bürgerschule zu Schladenwerth, fühlt sich daheim in diesem romantischen Städtlein in der Ebene mit seiner immerhin bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit und hat das Erzegebirge vor sich, wenn nun auch nicht gerade das Gebirge seiner Heimat, so aber doch den mächtigen Keilberg, den spitzen Keil des Pleißberges und wie sie alle heißen mögen. Weite Wanderungen tun ein Lehtes, um aus Tandler einen fertigen Menschen zu machen. Das wäre so das Neuhete am Lebenslaufe des Zinnwalder Dichters.

Aber auch mit seinen innersten Reigungen und Fähigkeiten konnte Max Tandler zunächst einmal lange nicht zu Fache kommen. Abgesehen davon, daß er sich sogar eine Zeitlang als Erfinder versuchte und Patente auf Rechenmaschinen und ähnliche zur Erziehung der Menschheit nützliche Geräte nahm, glaubte er sich von Haus aus für die Malerei bestimmt. Er schuf auch einiges in Kohle und selbst in Öl, schwentelte zur Gebrauchsgraphit über und entwarf Plakate. Alles guter Durchschnitt, aber bei weitem nicht das ihm selber vorschwebende Ziel. Auch die Musik lockte ihn gelegentlich und er vertont auch heute noch mitunter eines seiner Gedichtlein. Geworden aber ist er ein Dichter, der Dichter des östlichen Erzegebirges und dafür kann er ruhig alle seine übrigen Fähigkeiten schwimmen lassen, auch die Musik.

Seine Heimat hat ihn zum Dichter gemacht, denn ein Mensch mit einer empfindsamen und aufgeschlossenen Seele konnte dort gar nichts anderes werden. Man versteht, wenn Max Tandler selber singt:

So dann Busch su garn,
so dann Schnie su garn,
deine Ufenbank, dann Abschbeerbaam,

deine Heiseln a,
die keen Heiseln a,
du mei Arzgebirghe, bist mei Laam.

Mehr hat diese Erzegebirgsheimat aber auch nicht zu geben. Sie ist dürftig, sie ist armseelig, Heibeland von dunklem Wald eingerahmt und nur gelegentlich ein Stücklein Land wie eine Weiber-

schürze so groß, das so tut, als ob es ein Feld wäre. Dazwischen überall die hohen Bergehalben verlassener Bergwerke, die Zeugen eines ungeheureren Fleißes und alte Schachtkauern, die ihrem gänzlichen Verfall entgegenträumen, denn seit sechs Jahren ruhen Schlägel und Eisen und ist der Gruf „Glück auf!“ verhallt. Unheimelnd aber sind die weitverstreuten kleinen Häuschen mit ihren Vorläuben, vor deren Türen ein wetterzerzauster Vogelbeerbaum zum bescheidenen Willkommen die verkrüppelten Nester entgegenstreckt. Und doch hat dieses Land seine eigenartige poetische Stimmung und es ist uns ganz unwillkürlich, als ob eines von Heuchlers „Bildern aus dem Bergmannsleben“ vor uns lebendig geworden wäre. Nichts Großes ist in der Landschaft, nur der Himmel ist hoch und weit an klaren Tagen, wenn aber auch er die Zinnwalder Hochfläche in seine Wolkennebel einpackt, wenn der Schneesturm in wütender Fahrt über die erdrückten Häuschen jauchzt, dann versinkt die Welt ganz und gar und der Mensch fühlt schicksalsergeben seine Kleinheit gegenüber der Allgewalt der Natur. Dieses Sichbeugen vor ihr und das unerbittliche Ringen um ein Stücklein trocknen Brot hat den Erzgebirgler im Laufe von vier Jahrhunderten zu dem Menschen gemacht, der er heute ist. Er gibt sich zufrieden mit den Brotsamen des Lebens, ja, er findet sogar ein kleines Glück dabei. Und vor allem: Not braucht mehr Trost, deshalb versteht der Erzgebirgler das Trösten und das Sichselbsttrösten, nur das Sichaufbäumen, das Zuschlagen mit einem kräftigen Fluch, das hat er verlernt.

Aus dieser Landschaft heraus muß man Max Tandler zu sehen versuchen und man wird erst richtig begreifen, was für ein feiner Beobachter er ist und wie er tatsächlich voll aufgeht in seiner largen Umwelt, aber auch in der durchaus unkomplizierten Seele seiner Heimat. So betrachtet, verstehen wir erst seine Gedichte von der Art des „Mei Ringl“.

Mei Ring is aus Trumpetenblach
und doch is a e Ring
und wennin(a) fleisch puhen tu,
do is e guldrich Ding.

Und is 's Steenl a aus Glos,
do moch ich mir nisch draus;
des bliht wie e Karfunkelstee
und sieht genau su aus.

So angesehen, empfinden wir aber auch ganz den Trost, den uns der gute und verstehende Mensch Tandler geben will. Denn das ist wohl einer der schönsten und ergreifendsten Züge an seinen Gedichten, daß sie helfen, aufrichten und uns zum Genuße einer wenn auch nur recht bescheidenen Lebensfreude führen wollen. Seine Lebensphilosophie ist ganz einfach, ganz genügsam, mehr verzichtend als fordernd, so wie sein Gebirge ist und ist darum so lebendig, so herzerfüllend und voller tröstender Wirkung auf den bedachtsamen Leser. Wahlos sei hier dafür das Gedicht „Wie od zefrie'n!“ angeführt:

Du schimpfst echal und brummt od
und host ze nischten Lust
und bist mit nisch zefrieden,
du weest ni, woß de tust.

Poß auf, 's kimmt de Stunde,
wu 's dich zerüde zieht;
do wärste fruh, wenn 's ginge,
su wie dir 's ihe gieht.

Eben weil man in jedem Verslein die menschliche Güte des Dichters spürt, glaubt man ihm, dem Mann und kinderlosen Junggesellen, sogar seine Wiegen- und Kinderlieder, die eine seltsame Einfühlung in die Seele und in die Gedankenwelt des kleinen Kindes, ja selbst in die kindliche Sprache zeigen. Bei jedem anderen Mann würden wir diese Art der Dichtung als gemacht empfinden, ein Max Tandler — selbst ein großes Kind — kann uns seltsam rühren mit einem Wiegenlied.

Schlof, schlof mei Kanner Engl,
der Bockl siht um Stängl,
dar viefst nimmeh und schläfst, gud nauf,
bie stille, wed'n ju ni auf!

Schlof, schlof mei Keenis Schagl,
ban Us'n siht 's Kagl,
des schnorrt und schnorcht und bliht schon zu:
moch 's a wie 's Kagl, schlof a du!

Vielleicht greifen wir aber gerade hier an eine nur halb verharschte Wunde im Leben Tandler's, denn es muß uns immerhin auffallen, daß ein Mensch mit so viel Liebe und Verständnis für das Kind und mit seiner Sehnsucht, sich einem geliebten Menschen anzuschließen, allein seines Weges geht. Man soll nicht mit ungeschickter oder gar grober Hand an das Innerste eines Mitmenschen rühren, sei es nun an seinen Schmerz oder sei es an seine Freude. Aber der Dichter läßt uns selber gelegentlich einen Blick in sein Gefühlsleben tun, wir spüren, daß er irgendwo an seinem Glück vorbeigegangen ist und daß er sich nun im Stillen selbst Vorwürfe macht, weil er aus seiner angeborenen Zurückhaltung und wohl auch aus zu geringem Selbstvertrauen heraus nicht den Mut aufbrachte, fest zuzupacken und sein Schicksal selber zu meistern. Möglicherweise hielt ihn allerdings seine zu jener Zeit noch unsichere Lebenslage davon ab, einen zweiten lieben Menschen durch ein entscheidendes Wort an sich zu fesseln. Darin liegt eine tiefe Tragik, um die es uns leid ist. Sicher aber hat dieses Lied des Entsayens dem Dichter in Max Tandler zum Durchbruch verholfen, denn er wollte sich mit sich selber auseinandersetzen. Es ist das jenes Lied, von dem er in seinem Gedichte „Ruf!“ selber offen klagt:

Ich hott se su garne,
sie mich ower a,
für mich wor se sicher
de richtige Fraa.

Doch ich wor su olwer,
ho 's Heiern verschumm,
ih hot sich de Ruff
enn andern genumm.

It tu ich mich archern,
wenn ich 's innerlee,
de su wie de Ruff,
do gi(b)t 's keene meh.

Doch auch hier zeigt sich so recht der Gebirgler, dem das Sichbescheiden zur zweiten Natur geworden ist. Nirgends finden wir bei Tandler eine Erbitterung, nirgends hadert er mit dem, was ihm beschieden. Er bringt es im Gegenteil fertig, mit seinem leisen Humor über sich selber zu lächeln:

Oh wär' ich doch bei Kaffertippl
und täte in dann Töpp-Brat stieh,
do tät ich durch de Scheuwe guden,
uff dich, do guckt' ich immer hie.

Oh wär' ich doch bei Kaffertippl,
do wär ich glücklich, ni ze soo — —
doch tät' des Glüd ni lange dauern,
ich weech, du täst mich glei zeschloo.

Ueberhaupt der seine Humor und die wohlmeinende und über den Dingen stehende Heiterkeit Mag Tandler's! Sie findet man erst nach wiederholtem Lesen seiner Gedichte, so wie man die stille Schönheit seiner Bergselmat wohl erst nach öfterem Schauen erfasst, um ihr dann allerdings mit ganzer Seele zu verfallen. Nur in ganz seltenen Fällen finden wir bei ihm eines jener landläufigen Mundartgedichte, die in einer mehr oder weniger komisch und urwüchsig wirkenden Sprache Humor vortäuschen wollen und die durch eine hanebüchene Kaffeehauspointe gekrönt werden. Tandler's Humor muß man suchen, wenn man ihn aber gefunden hat, dann lacht man zwar nicht laut, aber man ist innerlich so frohvergnügt und es scheint einem eitel Sonnenschein. Dazu braucht er oft nur ein einziges Wort, ein kleines, scharf umrissenes Bildchen als funkelndes Schlaglicht.

Sechs und sechs ist zwölfe,
in der finstern, schworzen Nocht,
in der Nocht um elfe,
hot der Benz enn Flug geschlocht.

Auf diese heitere Art bringt der Schulmeister Tandler den Kindern das Zählen bei und wie viel zufriedene Heiterkeit enthalten selbst ein paar Zeilen wie:

Und kimm der Seff hemm vun der Schicht,
do ward 's Krungart arsch zomngericht;
'n Seff, da sponn m'r a mit o,
dar muß de gruze Trummel schloo.

Und doch liegt daneben dem Dichter eines schwer am Herzen: die Not seiner Heimat. Der Bergbau in Zinnwald ist eingegangen und die schwere Zeit, die auf dem erzeichen Heimatgebirge lastet, drückt auf ihn, der seinen Leuten so gerne eine leise Hoffnung geben möchte.

Du heiliche Barvera,
gud a aff uns mit drauf,
moch, deß m'r 'n wieder hört
da altn Gruß: Glück auf!

sagt er in seinem „Bargmoo und keene Arbt“. Hier findet er sogar starke Worte und selbst die stundenlange Rede eines Abgeordneten vom Elend im Erzgebirge kann uns dieses nicht mit jener gräßlichen Wirklichkeit und dem verzweifelten Suchen nach Abhilfe so einhämmern, wie es Mag Tandler mit den letzten Zeilen seines Gedichtes „Grüße Rut“ tut:

Uns horcht lee Mensch kenn Kreizer meh,
wu gieht m'r de nuch hie?
Od wos sull warn, od wos sull warn — —
mir müssen batteln gieh.

Sonst ist der Zinnwalder Dichter weit entfernt von jener üblen Sorte Mundartdichtung, die in platter Lobhudelei die Heimat und die braven Leute in den höchsten Tönen besingt, weil sie sich damit die begeisterte Zustimmung der allerdings recht rührseligen, dafür aber urteilslosen Menge sichert. Zwar verwendet auch er einmal den Gemeinplatz vom „nur in der Heimat begraben sein wollen“, der heute zum ständigen Rüstzeug jedes mehr oder minder gottbegnadeten Heimatdichters gehört, aber die Art, wie er es tut, versöhnt uns damit:

Und is emo auß,
is mit mir mo auß,
kumm ich in de finstre Arbe nei,
sull mei Grob bei dir,
narnds ols wie bei dir,
du mei liewis Arzgebarche, sei.

Dagegen sucht Mag Tandler seiner Heimat dadurch zu dienen, daß er trachtet, uns Land und Leute nahe zu bringen, so wie sie sind, daß er sich dieser Heimat selber ganz zu eigen gibt und daß er vor allem versucht, uns in einer schlichten, aber reinen, guten und nie gemacht derben Mundart eine Brücke zu seinem Stamme zu bauen. Die Zinnwalder Mundart ist keine Kernmundart, denn neben Ober-sächsisch-Erzgebirgischem kennt sie auch das östlichere „od“ und die weiter südlich beheimatete „Gäbse“. Sie liegt aber der Schriftsprache viel näher als etwa das Egerländische, weshalb es dem Mundartdichter viel leichter hingehet, auch einmal etwas in der Schriftsprache Gedachtes in Mundart zu sagen. Wie wohl aber jeder Mundartschreiber kann auch er sich nicht immer ganz frei machen vom Einfluß des Gemeindeutschen, denn der biedere Zinnwalder Bergmann dürfte kaum sagen:

do sieht mer san Bart
und Reichtum arsch ei.

Das ändert aber an der sonstigen Güte seiner Mundartdichtung nichts. Wenn man Max Tandler gelegentlich den Vorwurf machte, daß die Worte seiner Gedichte mitunter zu dürftig seien, so ist das doch wohl eher ein Beweis für seine Stärke, denn die Mundart kann eben nicht glänzende Wortfeuerwerke abbrennen gleich der Schriftsprache, wenn sie echt sein soll.

Selbstverständlich sind nicht alle Gedichte Tandlers von gleich hohem Wert, doch wird eine neue Auflage sicher eine in jeder Richtung befriedigende Auswahl bringen. Schließlich sind wir alle ewig Lernende. Deshalb ist und bleibt Max Tandler doch ein Dichter, sogar ein Mundartdichter, denn es ist um vieles schwerer in der Mundart Einwandfreies zu schaffen, als in der für die Gefühlswiedergabe insolge ihres größeren Wortschatzes besonders auf dem Gebiete des Abstrakten bedeutend besser geeigneten Schriftsprache. Seine Mundart ist gepflegt, aber nicht verkünstelt, seine Verse zeigen eine gute äußere Form und er vermeidet alle jene eingeflüchteten Gelegenheitsworte und verzerrten Satzstellungen, mit denen gewöhnlich in stümperhaften Mundartgedichten das Versmaß zum Klappen gebracht wird. Seine Mundart steht ganz in der Umwelt, in der sie wirklich lebt und sie versucht sich nicht in Gedankenauseinandersetzungen, die über sie hinausreichen und bei denen sie versagen muß. Tandlers ganzes Schaffen aber zeigt auch jene gewisse künstlerische und ethische Höhe, die wir heute von der Mundartdichtung fordern müssen, wenn sie von der deutschen Literatur ernst genommen und beachtet werden will und wenn sie sich über den Stand der bisherigen Gelegenheitsversehmiederelei erheben soll. Es wurde hier auch durchaus kein Wert darauf gelegt, das Beste aus des Dichters Reimen herauszusuchen, denn diese Wertung muß dem Geschmade jedes einzelnen Lesers überlassen werden. Hier handelt es sich lediglich darum, auf den Dichter hinzuweisen und ihn dabei für sich selber sprechen zu lassen*).

Max Tandler hat sich oben in Zinnwald im Hause seiner verheirateten Schwester ein anheimelndes Erzgebirgsstüblein eingerichtet, in dem er immer wieder einkehrt zum Rauchen und zum Schauen. Wir dürfen hoffen, daß ihm in dieser seiner herben Heimat der Quell zu seinem Künstlertum nicht versiegt. Lezten Endes mag von der bekannten hohen Warte aus seine Kunst vielleicht nur Klein erscheinen, jeder gutgesinnte Leser aber wird voll tiefer Freude finden, daß hinter den schlichten Versen Max Tandlers und allem, was drum und dran, etwas ganz Wertvolles steht:

ein M e n s c h.